Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 54 (1974-1975)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KONSERVATISMUS ALS INTELLEKTUELLE ALTERNATIVE

Theoretische Ansätze in der neu entfachten Konservatismusdebatte

Was ist konservativ? – Im politischen Sprachgebrauch der letzten Jahre war es ausserordentlich erfolgversprechend, jede missliebige Meinung, die man gern als lächerlich antiquiert hinstellen wollte, als «konservativ» zu denunzieren. Der gewünschte Diffamierungseffekt stellte sich mit aller Garantie ein, denn das Wort «konservativ» glitt zusehends in den Synonymbereich von «reaktionär», «faschistisch» und was dergleichen Vokabeln mehr sind. Es erstaunte deshalb überhaupt nicht, wenn alle Parteien mit peinlichster Sorgfalt jeglichen Konservatismusverdacht weit von sich wiesen und notfalls lieber den Namen auswechseln als, so das wenig schmeichelhafte Diktum von John Stuart Mill, zur Partei der Dummen zu gehören.

Eine Modeerscheinung?

In den letzten zwei, drei Jahren hat das Wort «konservativ» allerdings seine beinahe tödliche Wirkung eingebüsst. Bereits entwerfen Zweckoptimisten – oder je nach Standpunkt auch Zweckpessimisten – die Vision eines konservativen Zeitalters. Leichtfüssig hingeschriebene Parolen wie «Man trägt wieder konservativ» oder «Konservativ ist wieder chic» statten den Konservatismus mit den üblichen zweifelhaften Attributen eines Modetrends aus. Kein Wunder, dass bereits das Gerede von einem Salonkonservatismus kursiert, der sich im Aufwind einer gehätschelten Nostalgiewelle breitmacht.

Gewiss, solch oberflächlichen Modeströmungen muss man misstrauen. Es ist beileibe nicht ohne weiteres auszumachen, welches bloss dekorative und welches substantielle Elemente eines neuen konservativen Selbstverständnisses sind. Aber selbst mit gebotener Vorsicht kann man ernsthafte Anzeichen einer Regeneration nicht ignorieren. Beiseitegeschobene Werte wie Kulturkritik und Traditionsverständnis, bislang ureigenste Domänen einiger vom Zeitgeist überflügelter konservativer Intellektueller, erreichen in geistigen Auseinandersetzungen eine ungeahnte Aktualität und finden ihre engagierten Verfechter in Professoren, die ihr Renommee auf völlig andersgelagerten Gebieten erzielten, etwa in Iring Fetscher, Ernst Topitsch oder Hermann Lübbe. Desgleichen wird in der Tagespolitik die Diskutierbarkeit konservativer Postulate entdeckt, ja überhaupt zeichnet sich innerhalb des Parteienspektrums eine Gewichtsverlagerung zu eher konservativ gestimmten Positionen ab. Diese Vorgänge werden zudem von einer neu entfachten Diskussion um das Wesen des Konservatismus begleitet, die ihren schriftlichen Niederschlag bereits in zahlreichen Zeitschriftenbeiträgen und in einigen Büchern gefunden hat.

Rekonstruktion

Seitdem *Caspar von Schrenck-Notzing* 1970 seine Zweimonatszeitschrift «Cri-

ticon» gründete, um die sich vornehmlich ein Kreis von theorieinteressierten Publizisten schart, setzten erneut intensive Debatten zur Konservatismusdefinition ein, wie sie letztmals 1962 in der inzwischen eingegangenen Kulturzeitschrift «Der Monat» geführt wurden. Am «Criticon» haftete jedoch in seinen Anfangsjahren der etwas anrüchige Beigeschmack eines esoterischen Diskussionsforums. Es bedurfte daher vorerst der äusserst brillanten Publikationen von *Gerd-Klaus Kaltenbrunner*, um die hartnäckig kolportierte Legende, der Geist stehe links, mit attraktiven Alternativen zu widerlegen.

Kaltenbrunner, ein jüngerer, scharfsichtiger Publizist und Lektor aus Wien, veröffentlichte in kurzer Zeit mehrere massgebliche Beiträge zum Thema «Konservatismus», die durch gewagte theoretische Ansätze, einfallsreiche Gedankenverknüpfungen und einen einnehmenden Stil auffallen. Im Alleingang unternahm er den Versuch, die überall verstreuten Elemente konservativen Denkens auf die Möglichkeiten einer systematischen politischen Theorie hin zu überprüfen. Der Konservatismus muss, wie er meint, rekonstruiert werden.

Mit Fanalwirkung sozusagen erschien 1972 im Rombach Verlag der von Kaltenbrunner herausgegebene Sammelband mit dem programmatischen Titel «Rekonstruktion des Konservatismus[1]». Bereits im darauffolgenden Jahr wurde das Buch, das auf über 600 Seiten 24 Beiträge enthält, neu aufgelegt. Zweifellos vermittelt diese Aufsatzsammlung den zurzeit gültigsten Eindruck vom Spektrum konservativer Denkansätze, zumindest im deutschsprachigen Bereich. Die «Rekonstruktion» versteht sich, wie der Herausgeber nach Art französischer Strukturalisten etwas kokett untertreibt, als eine «Archäologie»: Sie will das konservative Gedankengut, das sich in der Masse fremder Ideologien in unsere Zeit hinübergerettet hat, freilegen und für eine zukünftige systematische Theorie aufarbeiten. In diesem Sinn werden theoretische Erörterungen aufgeworfen, die Geschichten nationaler Konservatismen dargestellt und diverse Themen einer konservativen Ideologie angeschnitten.

Allen Aufsätzen voran besticht Kaltenbrunners Beitrag «Der schwierige Konservatismus» durch eine überragende Formulierungskraft und durch kühne Theorievorstösse. Konservatismus ist für ihn nicht ein angeborener Hang zum Bewahren, den man, wie das Karl Mannheim lehrte, unter dem Druck einer politischen Kräftepolarisierung reflektiert und zum Universalprinzip erklärt. Unter Konservatismus versteht er vielmehr ein ethisch-politisches Engagement, das je nach historischer Konstellation total verschieden ausfallen kann. Wenn ein Konservativer im 18. Jahrhundert seine Präferenzen der aufgeklärten Monarchie zukommen liess und wenn seine Nachfahren im 19. Jahrhundert für die konstitutionelle Monarchie votierten, so braucht deswegen der Konservative des 20. Jahrhunderts keineswegs ein Monarchist zu sein. Konservativ sein heisst, allen polemischen Anwürfen zum Trotz, mehr, als sich mit tagespolitischen Scheuklappen einer honorigen Status-quo-Seligkeit hinzugeben. Den Konservativen kennzeichnet primär nicht ein einschlummernder Hang zum Bewahren, sondern ein festes Vertrauen in die Grundsätze einer elementaren Anthropologie, in Prinzipien etwa folgender Art: Der Mensch

bedarf zu seiner Orientierung entscheidungsentlastender Institutionen usw. Ein solches alle klassenbezogenen Ideologien überwölbendes System, das sich auf die neusten Erkenntnisse aus Verhaltensforschung, Soziologie und andern Wissenschaften beruft, erlaubt dann Kaltenbrunner, das Phänomen «Konservatismus» auf folgenden verblüffenden Begriff zu bringen: Konservatismus ist «die Einsicht in die Bedingungen intakter Institutionen und nichtkatastrophischen sozialen Wandels, wobei die Materie dessen, was jeweils institutionalisiert und umgewandelt wird, von der konkreten historischen Situation abhängig ist» (45).

Kaltenbrunner hat, daran kann kein Zweifel sein, Perspektiven eröffnet, die in ihrer gewagten Optik mitreissend wirken; daran ändert auch die bisweilen überschäumende Redundanz seiner Rhetorik nichts. Er hat mit ständig neu ansetzenden Zugängen dem Konservatismus einen erweiterten definitorischen Gebrauch erschlossen. Exakt in diesem Sachverhalt steckt jedoch eine Gefahr, auf die *Kurt Sontheimer* in der deutschen Kulturzeitschrift «Merkur» hingewiesen hat. Ist Kaltenbrunner bereit, so frägt der Münchner Politologe, seine schönen Sätze gegen etwas rauhere konkrete Postulate einzulösen? Oder soll sich der Konservative ins Reich der eigenen Idealvorstellungen zurückziehen, gemäss Kaltenbrunners Hinweis, dass sich der Konservative nicht leicht mit einer Partei abfinde? Man merkt: Hinter solchen Fragen steckt der Argwohn, der neue Konservatismus könnte in die Stapfen der sogenannten «Konservativen Revolution» der Weimarer Republik geraten und dem gleichen elitären Dünkel verfallen, er könnte wieder – man habe etwa Arthur Moeller van den Bruck vor Augen – jegliche konkrete Verantwortung ablehnen, um zuguterletzt von ungerufener Seite missbraucht zu werden.

Den andern zahlreichen Beiträgen dieses Sammelbandes muss man eine sehr unterschiedliche Qualität attestieren. Das ist nicht zuletzt durch den Umstand verschuldet, dass nicht alle Aufsätze von Konservativen verfasst sind. Meiner Meinung nach unterminiert eine solche Art von Pluralismus eher den nicht ganz unprätentiösen Anspruch einer «Rekonstruktion». Denn, neugierig durch die verheissungsvolle Ankündigung, möchte man in erster Linie die unzulänglich bekannten konservativen Positionen kennenlernen.

Sehr informativ ist der Teil, der sich mit der Geschichte der konservativen Parteien und des konservativen Denkens befasst. *Alfred von Martins* Studie über «Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken» – ausnahmsweise handelt es sich um einen Wiederabdruck – trug mit ihren einfallsreichen Fragestellungen wesentlich dazu bei, dass die politische Romantik – man erinnere sich ausserdem an die Abhandlungen von Karl Mannheim und Carl Schmitt – zu den besterforschten Gebieten des Konservatismus gehört. Hervorheben muss man gleichfalls den Beitrag des Berner Historikers *Erich Gruner*, der die Geschichte des schweizerischen Konservatismus aus der Position eines überlegenen Parteienkenners schildert. Bedeutend weniger umsichtig verfährt *Heide Gerstenberger* in «Konservatismus in der Weimarer Republik». Sätze wie «Jede Behandlung des Konservatismus, welche den Faschismus auslässt, verschafft sich einen analytischen Begriff, mit dem sie erneuter Faschisierung Vorschub leistet» (346),

enthüllen sich gerade im Kontrast zur Geschichte des schweizerischen Konservatismus als plumpe Behauptungen. Ausser einer politischen Denunziation dürfte mit derart forschen Diagnosen herzlich wenig gewonnen sein.

Ein dritter Teil vermittelt einen kaleidoskopischen Einblick in diverse Forschungsansätze. So porträtiert *Walter Nigg* mit intimer Kenntnis Jeremias Gotthelf als konservativen Denker, und *Heinrich Strakosch* plädiert in seinem Beitrag «Liberalismus und Konservatismus. Gegensatz und Möglichkeit einer Synthese» für den Abbau der gegenseitigen ideologischen Barrikaden, die sich ohnehin grossenteils in deklamatorischen Pflichtübungen erschöpften. Oder *Martin Puder* startet den titanischen Versuch, Marx und Engels, man staune, in die Ahnengalerie konservativer Geister zu transferieren.

Bemühte sich Kaltenbrunner schon in der «Rekonstruktion», ein möglichst facettenreiches Spektrum des Konservatismus zu liefern, so gilt das noch in vermehrtem Ausmass für «Konservatismus international[2]», das 1973 von ihm im Seewald-Verlag herausgegebene Buch. Dieser Band ist, folgt man dem Hinweis des Herausgebers, nicht mehr eine «Archäologie», sondern ein Beleg für die Aktualität des Konservatismus als Philosophie, Politik und Lebensform. Mehrere Aufsätze dokumentieren die Präsenz konservativer Parteien in verschiedenen europäischen und aussereuropäischen Ländern, eine andere Gruppe wendet sich geistesgeschichtlichen Themen zu, etwa *Erik von Kuehnelt-Leddihn* mit «Konservative Intellektuelle in der englischsprechenden Welt» oder der aus der DDR stammende Publizist *Hans-Dietrich Sander* in «Ex progressione perfugium. Zur Phänomenologie der konservativen Konversion», und in einem dritten Teil unternehmen vier Autoren weitere Vorstösse in Richtung Theorie. Abermals sticht der Beitrag des Herausgebers, der diesmal vornehmlich die Grundlagen eines zeitgemässen konservativen Selbstverständnisses untersucht, durch klare Konzeption und grossen Ideenreichtum hervor. Überhaupt sind die Anstrengungen, den Konservatismus theoretisch einzufangen, gut durchdacht, nicht zuletzt dank eines Abdrucks aus Georg Quabbes 1927 erschienenem Buch «Tar a Ri» und dank einiger Reflexionen des Luzerner Rechtsanwalts *Rudolf Zihlmann*. Dieser sieht im Konservatismus eine Weltanschauung, die primär durch ihre ausgeprägte Sensibilität für Grenzen charakterisiert ist. Folglich hat der Konservative im Gegensatz zum grenzenlos fortschrittsgläubigen Ideologen eine grössere Affinität zur Gegenwart, was sich in einem umfassenderen Verantwortungsbewusstsein manifestiert.

Aufs Ganze gesehen erreicht dieser Band allerdings das hochgegriffene Ziel, nämlich die Aktualität des Konservatismus zu dokumentieren, nicht vollumfänglich. Nebst vielen ausgezeichneten Studien haben sich auch hier einige Beiträge eingeschlichen, die zwar unter einem vielversprechenden Titel angeboten werden wie beispielsweise *Hans Bachs* Aufsatz über «Konservatismus und Bauerntum», die dann aber kaum mehr als eine stereotype Registrierung von Gemeinplätzen anzubieten haben.

Ebenfalls von Gerd-Klaus Kaltenbrunner herausgegeben wird die jüngst lancierte Taschenbuchreihe «Herderbücherei Initiative». Im dritten Band mit dem Titel «Die Herausforderung

der Konservativen[3]» untersucht ein anerkannter Autorenstab, inwiefern in Theorie und Praxis ein konservatives Korrektiv wünschenswert und möglich sei, ein Korrektiv, dessen Quintessenz in der Absage an Illusionen besteht. Als pars pro toto sei der Aufsatz des Zürcher Philosophie-Assistenten *Martin Rhonheimer* erwähnt: Er weist nach, dass die praktischen Dimensionen der Vernunft im Vermächtnis der Aufklärung stets unterbewertet wurden. Es sei nun Aufgabe des Konservatismus als politischer Philosophie, jene aus dem untertänigen Abhängigkeitsverhältnis von der theoretischen Vernunft zu entbinden und ihr im Rückgriff auf antike und scholastische Erkenntnisse einen nach eigenen Gesetzmässigkeiten geregelten Gültigkeitsbereich zu gewähren. Mit seinem Plädoyer für eine Rehabilitierung der praktischen Vernunft kommt Rhonheimer der Intention dieser Reihe als «Zweimonatstaschenbuch für praktische Philosophie» voll entgegen.

Überholter Ansatz

Der Absicht nach geradeso verdienstvoll wie sie in der Ausführung enttäuscht, ist die Aufsatzsammlung «Konservativismus[4]», die in der «Neuen Wissenschaftlichen Bibliothek» von *Hans-Gerd Schumann* herausgegeben wurde. Die einzelnen Beiträge, bei denen es sich ausnahmslos um Zweitdrucke handelt, sind stark überaltert – die Mehrheit stammt aus den fünfziger Jahren –, und die neuste Konservatismusdebatte wurde ausser ein paar präludierenden Worten des Herausgebers vollständig übergangen. So dürfte es vor allem dem Herausgeber selbst anzulasten sein, wenn die lobenswerten Auswahlkriterien, nämlich «einerseits den beschriebenen Zustand der Konservatismus-Forschung einsichtig zu machen, andererseits aber auf Ansätze hinzuweisen, die m. E. den Weg für eine erforderlich gewordene Korrektur der Forschungsaspekte eröffnen» (16), kaum befolgt wurden. Statt dessen entstand durch radikale Abstinenz von neuern Theoriedebatten wie durch vergilbte Informationsaufsätze ein zeitlich ebenso überholtes wie inhaltlich einseitig verzogenes Konterfei des Konservatismus.

Was soll denn, wie *Wilhelm Ribhegge* es mit weitschweifendem Anspruch unternimmt, eine am kybernetischen Modell orientierte Konservatismustheorie, an der, man verzeihe die pointierte Schärfe, ausser einem überbordenden Gebrauch des Wortes «kybernetisch» kaum etwas kybernetisch ist? Da ist man sichtlich erleichtert, wenn man auf einen Teilabdruck der bis heute unübertroffenen Studie von *Karl Mannheim* «Das konservative Denken» von 1927 zurückgreifen kann. Oder weshalb zieht man von *Martin Greiffenhagen* eine Publikation aus dem Jahr 1961 heran? Er hat sich doch in letzter Zeit mehrmals und sehr kompetent zu einschlägigen Themen geäussert. Was bezwecken zwei thematisch parallel verlaufende Aufsätze von *Walter Dirks* und *Eugen Kogon* über restaurative Tendenzen in der Bundesrepublik der frühen Nachkriegszeit – ganz abgesehen davon, dass erstens ihre Behauptungen nicht unwidersprochen blieben und zweitens ihre Themenstellung, die nicht in wissenschaftlicher Absicht erfolgte, für eine engere Konservatismusdiskussion relativ unergiebig ist. Oder was soll man von vier

Artikeln über den bedeutungsvollen Konservatismus in den USA halten, wenn der jüngste Beitrag 1960 geschrieben wurde und alle Autoren eine negative Einstellung zu dieser Ideologie aufweisen, ohne ihr Gelegenheit zu einer Selbstdarstellung zu bieten? Auf alle Fälle hätte es weder an geeigneten Personen gemangelt, die einer solchen Aufgabe hätten nachkommen können – zu nennen wären etwa Russel Kirk, Thomas Molnar, David Brudnoy u. a. –, noch fehlte es an genügend Ereignissen, die einen neuern Beitrag gerechtfertigt hätten – man denke an die anwachsenden konservativen Bewegungen oder an die sehr aktiven Zirkel um die Zeitschriften «National Review» und «New Guard».

Die Ursprünge

In der Geschichtswissenschaft erhielt der Konservatismus einen unerwartet starken Impuls durch *Klaus Epsteins* monumentales Werk «Die Ursprünge des Konservativismus in Deutschland[5]». Der amerikanische Historiker deutscher Herkunft hat eine schier unendliche Fülle von zeitgenössischen Büchern, Traktaten und Pamphleten verarbeitet, welche die Entstehung des Konservatismus als Reaktion auf die Aufklärung dokumentieren. In einem ersten Teil spürt er mit der ungeheuren Akribie des Historikers den Zeitströmungen von 1770–1790 nach: geheime Gesellschaften und religiöse Kontroversen werden ebenso präzis erforscht wie der zum eigentlichen konservativen Prototyp avancierte Justus Möser. Im andern Teil wendet er sich der epochalen Herausforderung, nämlich der Französischen Revolution und Napoleon, zu. Für die Zeit von 1790–1806 porträtiert er mit feinen Nuancen nicht bloss eine überragende Gestalt wie den Hannoveraner August Wilhelm Rehberg, sondern er sondiert gewissermassen das gesamte preussische Regierungssystem wie auch die Habsburger Monarchie von Maria Theresia bis zu Franz II. auf konservative Komponenten hin. Sein Werk weitet sich deshalb zu einem allgemeinen Geschichtshandbuch jener Zeit aus, das vornehmlich die ideologische Bedingtheit der damaligen Politik akzentuiert. Leider wird diesem Band kein zweiter aus Epsteins Hand folgen, da der Autor mit vierzig Jahren tödlich verunfallte.

Terribles simplificateurs

Es mag für manche Thesenbegründung bequem sein, den Konservatismus auf dessen atypische deutsche Ausprägungen zu verengen. Im Horizont deutscher Geschichte könnte man zum voreiligen Schluss gelangen, jede konservative Stellungnahme sei die mildere Variante einer faschistischen Einstellung. Exakt diese Behauptung, wie sie bei neomarxistischen Theoretikern gang und gäbe ist, kritisiert *Helga Grebing* in ihrem neusten Buch «Aktuelle Theorien über Faschismus und Konservatismus[6]». Leuten wie Reinhard Kühnl, Wilhelm Alff und Manfred Clemenz wirft die Göttinger Sozialhistorikerin aus der Schule Iring Fetschers vor, sie hätten die bereits von Horkheimer, Bloch u. a. in den dreissiger Jahren gelieferten Resultate über Konservatismus und Faschismus mit unermüdlicher Autoritätshörigkeit zu schablonenhaften Sentenzen degradiert. Und je länger sie sich scheuten, ihre überkommenen

Theorien an neusten sozialgeschichtlichen Forschungsergebnissen zu überarbeiten, desto kürzer würden die ohnehin beschränkten Dimensionen ihres Prokrustesbettes.

Allein, so scharf die Attacke geritten wird, es geht ihr einige Durchschlagskraft ab. Weder dass Grebing einem Methodenpurismus das Wort redet, dem sie selbst nicht zu genügen vermag, noch dass sie mit viel sprachpolitologischem Ballast das Verständnis erschwert, mindert die Überzeugungskraft ihrer Kritik so nachhaltig wie die Tatsache, dass selbst ein komplettes «Set» von einem Dutzend Negativ-Abgrenzungen nicht über eine fehlende eigene Position hinwegzutäuschen vermag. Eine klare Alternative zu den neomarxistischen Ansätzen sucht man bei Grebing vergeblich.

Die publizistische Breitenwirkung der Konservatismusdiskussion zieht zusehends grössere Kreise. Um ein Beispiel zu statuieren: Mit lockerer Feder und alttestamentlicher Strenge unternimmt der gebürtige Basler *Armin Mohler* einen Tour d'horizon zu verschiedenartigsten politischen und kulturellen Fragen. Mit konservativem Selbstverständnis, das er in seiner Vorliebe für eine markige Sprache als «rechts» bezeichnet, verteilt er sein Lob an jene, die in den tagespolitischen Diskussionen ins Abseits gerieten und einer nachholenden Aufmerksamkeit bedürfen. Indes versteht er auch, mit guten Argumenten und bösen Worten über die «Kerenskis der Kulturrevolution» einherzufallen; damit sind jene Professoren und Publizisten anvisiert, die im Gefolge der irritierenden Studentenunruhen ihren liberalen Standpunkt gegen einen konservativen eingetauscht haben. Diese flatterhaften Gesellen, die sie seien, dürften bei gegenwärtigen Konjunkturen nicht bei den Konservativen unterschlüpfen, da sie doch bei der nächsten Modewende wieder davonhuschen würden.

Fraglos unterhaltsame Gedanken – bloss: was ist ihnen Dingfestes abzugewinnen, wenn der Konservatismus mehr als eine Modeströmung und mehr als ein intellektuelles Sprachgeplänkel sein soll? Und dass er mehr ist, hat sich, seit die Rekonstruktion eingesetzt hat, bei aller Unvollkommenheit gezeigt.

Paul Widmer

[1] Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.), Rekonstruktion des Konservatismus, Rombach-Verlag, Freiburg i. B. [2]1973. – [2] Gerd-Klaus Kaltenbrunner (Hrsg.), Konservatismus international, Seewald-Verlag, Stuttgart 1973. – [3] Herderbücherei Initiative 3, Die Herausforderung der Konservativen, Absage an Illusionen, Herder-Verlag, Freiburg i. B., Basel und Wien 1974. – [4] Hans-Gerd Schumann (Hrsg.), Konservativismus, Kiepenheuer & Witsch, Köln 1974 (= Neue Wissenschaftliche Bibliothek, Bd. 68). – [5] Klaus Epstein, Die Ursprünge des Konservativismus in Deutschland, Der Ausgangspunkt: Die Herausforderung durch die Französische Revolution 1770 bis 1806, aus dem Englischen von Johann Zischler, Propyläen-Verlag, Frankfurt, Berlin, Wien 1973. – [6] Helga Grebing, Aktuelle Theorien über Faschismus und Konservatismus, Eine Kritik, Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Berlin usw. 1974. (= Urban-Taschenbuch, Bd. 854). – [7] Armin Mohler, Von rechts gesehen, Seewald-Verlag, Stuttgart 1974.

GESCHICHTE IN DER MÖGLICHKEITSFORM

Zu Alfred Anderschs «Winterspelt»

Im Dezember 1944 fand die Schlacht in den Ardennen statt: das letzte Aufbäumen Hitlers im westlichen Kampfgebiet. Die Offensive kostete die Deutschen rund 67 000 Mann Gefallene, Gefangene und Verwundete. «Zurück blieben zwei verwüstete kleine Länder, zerstörte Wohnhäuser und Bauernhöfe, totes Vieh, tote Menschen, tote Seelen und tote Herzen. Die Ardennen waren ein riesiges Beinhaus mit mehr als 75 000 Toten», heisst es in John Tolands Buch «Die Ardennenschlacht». Solche Angaben, zitiert aus dem «Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht», aus kriegswissenschaftlichen Untersuchungen und historischen Quellen, stellt Alfred Andersch an den Anfang und an den Schluss seines Romans «Winterspelt[1]». Er eröffnet ihn mit einer Skizze der militärischen Feindlage und beschliesst ihn mit dem Kapitel «Verlustziffern», um die Fiktion in einem dokumentarischen Rahmen zu verankern. «Geschichte berichtet, wie es gewesen», steht in der Notiz «Sandkasten», «Erzählung spielt eine Möglichkeit durch». Gewiss ist das Supponieren von Tatsachen und Geschehnissen im Vergleich zur brutalen Realität des Zweiten Weltkrieges lediglich ein Sandkastenspiel. Doch Sandkastenspiele sind lehrreiche Demonstrationsfälle. Andersch stellt sich einen Major namens Joseph Dincklage vor, der den Entschluss fasst, sein Infanterie-Bataillon kampflos, im Sinne einer privaten Kapitulation, den Amerikanern zu übergeben. Schauplatz der Handlung ist das Dorf Winterspelt im Eifelgebiet nahe der belgischen Grenze. Als Zeitraum wählt der Autor, der sich als objektiver Berichterstatter, Sammler und Herausgeber von Dokumenten versteht, die ersten Oktobertage des Jahres 1944: Ruhe vor dem Sturm, die beiden Heere liegen einander lauernd gegenüber, in der Hoffnung, der Krieg sei in wenigen Wochen zu Ende. Ganz unmerklich vollzieht sich der Umschlag vom Dokumentarischen ins Fiktive. Die 416. deutsche Infanterie-Division hat nie existiert und wird am Schluss des Berichts ausdrücklich als «Geister-Division» bezeichnet. Sodann behauptet der Erzähler, es habe in Wirklichkeit nie einen Truppenführer gegeben, der sich mit verräterischen Absichten von der Art Major Dincklages getragen habe, obwohl er eine Seite später eine Gewährsperson anführt, die von 1941 bis 1945 in der Westeifel gelebt hat und des öftern Gespräche von Wehrmacht-Offizieren mitangehört hat, in denen von kapitulatorischen Handstreichen die Rede war. Weshalb diese Tarnung? Wohl nicht deshalb, wie Andersch ironisch anführt, damit sich das deutsche Heer als Ganzes von seinem Bericht nicht betroffen zu fühlen brauche. Es geht um das Unterstreichen der Fiktionalität, der Kunst-Form. Der Autor will die Verwechslung seines Buches mit einem «historischen Roman» vermeiden.

*

Das Motiv der Desertion ist aus Anderschs Leben und Werk bekannt. Im Juni 1944 lief er an der italienischen Front zu den Amerikanern über und

war bis 1945 Kriegsgefangener in den USA. In seinem autobiographischen Bericht «Die Kirschen der Freiheit» hat er seine persönliche Kapitulation dargestellt. Er kennt also die Motive aus seinem eigenen Erlebnisbereich, die er diesem Major Dincklage unterschiebt. Nun erfahren wir freilich gerade über die inneren Beweggründe des düsteren, von einer Hüft-Arthrose geplagten Kommandanten sehr wenig. Wiederholt ist vom «nachgedunkelten Bild» seines «schwierigen Charakters» die Rede. Diese Zurückhaltung hat einen ganz bestimmten Grund: Nach Ansicht Anderschs gibt es genug Literatur über die Gewissensskrupel von deutschen Offizieren, die an Aufständen beteiligt waren. Er will dem Leser die Identifikation nicht zu leicht machen. Major Dincklage, Sohn eines Ziegeleibesitzers aus dem Emsland, der Offizier wurde, «um den Nationalsozialismus auf halbwegs saubere Art zu überwintern», seines Zeichens Ritterkreuzträger, ist kein tragischer Held. Zu seinem Entschluss ist er aus fachmännischen Überlegungen gekommen. Er zieht die Konsequenzen aus der Einsicht, dass der Krieg verloren ist, und versucht symbolisch in die Tat umzusetzen, was im Wunschdenken vieler Oberbefehlshaber gelegen haben mag: einen Sonderwaffenstillstand zu schliessen. Eine Gesamtkapitulation anzubieten hätte bedeutet, «von den dreieinhalb Millionen Mann, die im Osten standen, zu verlangen, dass sie sich in sowjetische Kriegsgefangenschaft begaben». Dincklages Geliebte, die aus Berlin an die Grenze geflüchtete Gymnasiallehrerin Käthe Lenk, stellt die notwendige Verbindung zu den Amerikanern her. Sie hat auch ein Verhältnis mit dem Marxisten Wenzel Hainstock, der aus dem Konzentrationslager Oranienburg befreit worden ist und sich in einer Steinbruch-Hütte versteckt hält. Er wiederum steht in Kontakt mit einem Emigranten, dem Kunsthistoriker Doktor Schefold, der mit einem Bild von Klee unter dem Arm aus Frankfurt nach Brüssel ausgewandert ist und sich in den Oktobertagen vor der Ardennen-Offensive, von den Amis geduldet, im Niemandsland zwischen den beiden Linien herumtreibt. Auf alliierter Seite ist Captain Kimbrough, Südstaatler und Isolationist, geneigt, auf das Angebot einzugehen. So zufällig diese fünf Hauptfiguren durch den Übergabe-Plan miteinander verkettet werden, so unübersehbar ist ihre Gemeinsamkeit: alle kämpfen sie, jeder auf seine Weise und aus andern Motiven, gegen Hitler. Schefold beispielsweise aus ästhetischen, Hainstock aus ideologischen und Käthe Lenk aus privaten Gründen: ihre Eltern und ihr Verlobter sind umgekommen. Jeder der Eingeweihten hat ein eigenes Interesse an der Kapitulation des deutschen Bataillons. Die Typen verkörpern Lebensweisen oder, was in diesem Fall auf dasselbe hinauskommt, Abwehrmassnahmen gegen den Faschismus. Das Geflecht wird zusätzlich verästelt durch die persönlichen Beziehungen: die Liebe zwischen dem Wehrmacht-Offizier und der Lehrerin einerseits, zwischen ihr und Wenzel Hainstock anderseits; die paradoxe Freundschaft eines eingefleischten Altkommunisten zu einem Schöngeist, der selbst die Kriegslandschaft als ein Gemälde erlebt.

*

Dieses Kommunikations-Fünfeck der Verschwörungsgruppe bestimmt denn

auch die Erzählstruktur von Alfred Anderschs Roman. Aus sogenannten «Biogrammen» erfahren wir die notwendigen biographischen Fakten der Figuren. Leben gewinnen sie aber erst durch ihre Beteiligung am Projekt Dincklages. Der Autor berichtet in Form von Gesprächen in direkter oder indirekter Rede, von inneren Monologen, Träumen, supponierten Briefen und Meldungen, wie sich die verschiedenen Meinungen decken oder kreuzen. Hinzu kommt dann noch die Perspektive des Obergefreiten Reidel, eines schiesswütigen Faschisten, der nicht die Mentalität, aber den unberechenbaren Faktor der Truppe ins «Spiel» bringt. Um die Spannung aufrechtzuerhalten, nachdem die Katze schon zu Beginn «aus dem Sack der Erzählung» gelassen worden ist, verzichtet Andersch auf die chronologische Sukzessivität und wählt statt dessen ein Simultanverfahren, indem er den Erzählrhythmus von Figur zu Figur, von Episode zu Episode wechselt, Rückblenden und Vorwegnahmen einschaltet, die Handlungsfäden immer wieder abschneidet und neu verknüpft. Diese verwirrende Technik der Montage und Demontage hat, rein typographisch gesehen, zur Folge, dass der Roman in viele kleine Kapitel und fragmentarische Abschnitte – oft von der Länge eines einzigen Satzes – zerfällt. Die komplizierte Form ist indessen dem Inhalt nicht nur angepasst, sie ist inhaltsdeterminierend. Die Drohung des immer noch anhaltenden Krieges, die jederzeit mögliche Katastrophe zwingt zu raschem Handeln und erlaubt aus psychologischen Gründen nur bruchstückhafte Kontakte. Die Gefährlichkeit des Unternehmens, das der Kommandant vor seiner Truppe geheimhalten muss, spiegelt sich in den erzählerischen Verschleierungsmanövern.

*

Was hält die alliierten Führer – die «Armee» – davon ab, auf Dincklages Angebot einzugehen? Der Rechtsanwalt Kimbrough wittert hinter der Operation einen Fall. «What makes him tick?», fragt er und überlegt sich, wie er diesen «Verräter» vor Kriegsgericht verteidigen würde. Major Wheeler, sein Vorgesetzter, klärt ihn darüber auf, dass die Amerikaner nicht nach Europa gekommen seien, um die Deutschen von einem Monstrum zu befreien. Es gehe vielmehr darum, einen «Limes» zu errichten gegen die Russen. Und dann gilt eine Kapitulation auf eigene Faust im «Denken einer Internationale der Offiziere» eben nach wie vor als Verrat. Natürlich mutet es höchst grotesk an, dass hier von einem Einzelverbrechen gesprochen wird, während eine ganze Armee zu einem Kollektivverbrechen gezwungen wird. Der Idealist Schefold entlarvt denn auch die militärischen Argumente als Ausrede. Doch Major Dincklage begreift, dass er sich zu viel Handlungsfreiheit versprochen hat im Rahmen eines geschichtlichen Katastrophenfalls. Eigentlich war auch für ihn die ganze Übung nur eine operative Denkaufgabe. Er hatte, wenn man so will, das Pech, dass seine Geliebte wusste, wie der Plan zu realisieren war. Ihr gegenüber, als Mann, darf er sich keinen Rückzieher erlauben. So kommt es dazu – und hierin liegt vermutlich die Motivierung von Schefolds Tod –, dass sich die beiden Kontrahenten letztlich aus privaten Gründen zumindest halbwegs auf das

gefährliche Spiel einlassen. Captain Kimbrough nimmt es einfach wunder, wie ernst es seinem «Klienten» ist. Dass es ihm ernst ist, will Dincklage mit der Forderung beweisen, der als Kurier auserwählte Kunsthistoriker müsse durch die deutsche Linie zu ihm gelangen.

*

Dieser Gang Doktor Schefolds, der Hinweg von den heimatlich-feindlichen Schützenlöchern nach Winterspelt und der Rückweg vom Dorf zur Linie in der Begleitung des Obergefreiten Reidel, der Aufenthalt im Stabs-Büro und das Gespräch des Emigranten mit dem kapitulationswilligen Major, gehört zweifellos zu den erzählerischen Höhepunkten des Romans. Die Episode wird über mehrere Kapitel hingezogen und aus verschiedenen Perspektiven geschildert. Spannung entsteht durch Ungewissheit: Ungewissheit über die geheimsten Absichten Dincklages, Ungewissheit, ob der passionierte Scharfschütze Reidel den als Spitzel verdächtigten Unbekannten einfach abknalle, Ungewissheit schliesslich in der Stube Captain Kimbroughs über das Ausbleiben Schefolds. Der Obergefreite hat eine Scharte auszuwetzen. Beim Kommandanten liegt eine Meldung wegen homosexueller Tätlichkeit gegen ihn vor. Also spekuliert er darauf, dass es richtig sei, den «Gast», der behauptet, eine Verabredung mit seinem Chef zu haben, nach Winterspelt zu begleiten, obwohl er sich dadurch eines neuen Vergehens schuldig macht: er verlässt eigenmächtig den Wachtposten. Das Dafür und Dawider – wie auch die Stimmung des Gefangenen – wird in den Sequenzen eines inneren Wechselmonologs genau ausgeleuchtet. So erhalten wir ein präzises und meisterhaft gezeichnetes Bild von der psychischen Verfassung eines Untergebenen, der gelernt hat, sich skrupellos den jeweiligen Verhältnissen anzupassen, der seine Handlungen kühl berechnet wie Schachzüge. Die Unterredung Schefolds mit Major Dincklage führt zu einem überraschend banalen Ergebnis. Es sei ihm lieber, sagt der Urheber der ganzen Aktion, wenn die Amerikaner nicht darauf eingingen. In einem knappen Brief, den er dem Boten anvertraut, teilt er Captain Kimbrough mit, dass seine Division abgezogen und in einen andern Raum versetzt werde. Dessen ungeachtet sei er zum Schluss gekommen, dass die Verwirklichung seines Planes keinen Sinn habe. Erstens würde seine Kapitulation den Verlauf des Krieges nicht mehr ändern, und zweitens wäre das Gelingen der Übergabe ein reiner Zufall. «Wenn aber ein Ereignis durch Zufall zustandekommt, so kann es ebensogut, wie es stattfindet, nicht stattfinden.» «Die Absage», schreibt der Initiator, «ist nur die Hohlform meines Angebots.» War es nötig, dieser philosophischen Spitzfindigkeit wegen den Emigranten Schefold aufs Spiel zu setzen, wird man sich fragen und erkennen, dass in dieser Szene ein Modell für die Absurdität des ganzen Krieges steckt. Es würde dem historischen Pessimismus Alfred Anderschs widersprechen, wenn ein Einzelner die Möglichkeit hätte, einem durch eine zufällige Machtkonstellation ausgelösten Rückschritt der Weltgeschichte eine symbolische Wendung zu geben. Es muss bei der intellektuell durchgespielten Variante bleiben, beim «Sandkasten-Spiel». Kimbrough hat im Grunde genommen recht mit seinem Ar-

gument, es sei nach der Invasion der Alliierten und nach der Rückeroberung der Ukraine zu spät für eine persönliche Initiative auf deutscher Seite, wenngleich dies natürlich nicht eine Frage des militärischen «Stils» oder des «guten Geschmacks» ist. (Hier verrät sich wieder das Denken der Offiziers-Internationale.) Vereinfacht gesagt, lautet die Quintessenz von Dincklages Einsicht: Man kann nicht bis zum letzten Augenblick mitmachen und sich dann durch einen raffinierten Coup aus der Schlinge ziehen. Der «Verrat», den er in Kauf genommen hätte, wäre nicht das Resultat einer politischen Überzeugung gewesen, sondern die Folge einer günstigen Gelegenheit, personifiziert in Käthe Lenk. Er hätte eine Liebesbeziehung taktisch ausgebeutet. Dies ist ihm zuwider, hier beweist er Grösse. Sein Versagen: Für das gedankliche Experiment, die mathematische Operation muss Doktor Schefold büssen. Weder Kimbrough noch Dincklage – darin sind sich die beiden Offiziere ähnlich – legen sich im Augenblick, da sie den Kunstgelehrten in ihr Abenteuer verwickeln, Rechenschaft darüber ab, dass sie nun die Ebene der Sandkästen und Karten-Dispositive verlassen und mit Menschen operieren, mit Menschen und ihrer Unberechenbarkeit. Reidels Charakter, seine verzwickte Lage am Tag der Begegnung ist nicht eingeplant. Der Obergefreite schöpft Verdacht, er wittert die Chance, seinen Vorgesetzten zu erpressen, als der Major durchblicken lässt, dass er ihm aus der Patsche helfen werde, falls er seinen Auftrag zur Zufriedenheit erfülle. Und als ihm Schefold ebenso herablassend wie unvorsichtig eine Zehn-Dollar-Note als Trinkgeld entgegenstreckt, erschiesst Reidel den Kurier kurzerhand, kramt den Brief aus seiner Brusttasche und weiss Bescheid.

*

Der Roman Alfred Anderschs endet als Fragment, mit einer knappen Aufzählung all dessen, «was nicht mehr erzählt wird»: «Zum Beispiel, was sich zwischen Dincklage und Reidel abgespielt hat.» Der Leser wird mit der Angabe der «Verlustziffern» aus der Fiktion in die dokumentarische Realität zurückgeholt. Diese «Entschärfung» der kriegsgeschichtlichen Möglichkeitsform entspricht dem Selbstverständnis des objektiven Berichterstatters, der seine Sympathien und Antipathien so gerecht wie möglich verteilt, der Fakten, Zitate und Geschichten arrangiert. Man hat dem Roman den «angestrengt ironischen Chronistenstil» angekreidet, den er mit Bölls Erzählung «Die verlorene Ehre der Katharina Blum» gemeinsam habe. (Rolf Michaelis in der «Zeit» Nr. 41 vom 4. Oktober 1974.) Doch «Winterspelt» ist nicht vergleichbar mit einer abgerundeten epischen Schilderung vom Typus der «Deutschstunde» von Siegfried Lenz. Anderschs Buch gewinnt seinen Reiz nicht aus der markigen Fülle der Figuren und der Plastizität der Ereignisse, sondern im Gegenteil aus deren Schattenhaftigkeit, aus der Zwitterstellung zwischen Dokument und Fiktion. Die «Biogramme» müssen lückenhaft, die Handlungsträger bis zu einem gewissen Grad schemenhaft bleiben, damit das Gespenstische der wahnhaften Kriegs-Wirklichkeit sichtbar wird. Die andere Sandkasten-Alternative wäre gewesen, Major Dincklages Plan in verschiedenen Versionen durchzuspielen, eine Erzähl-Mentalität jedoch, die dem

Frisch der «Gantenbein»-Phase mehr entsprochen hätte als Alfred Andersch. Es gehört neben dem psychologischen Reichtum an subtil dargestellten menschlichen Verhaltensweisen in einer extremen Grenzsituation zu den grossen Vorzügen von «Winterspelt», dass die fiktionale Möglichkeitsform im Verhältnis zum historischen Indikativ nie inadäquat erscheint. Der Autor ist an keiner Stelle phantastisch-leichtfertig mit seinem Material umgegangen. Die persönliche Front-Erfahrung und die Quellen-Beschlagenheit legitimieren ihn zu seinem komplexen Unterfangen und verhindern, dass der Roman zu einer trivialen Helden-Geschichte der deutschen Widerstands-Bewegung absinkt; eine Gefahr, der Regisseure allzu leicht erliegen, wenn sie Stoffe aus dem Zweiten Weltkrieg verfilmen. Nichts wäre leichter als dies: das Publikum zu bannen, indem man belletristisch finstere Zeiten heraufbeschwört. Andersch verlangt sich, verlangt dem Leser mehr ab an Bewältigungs-Arbeit.

Hermann Burger

[1] Alfred Andersch, Winterspelt, Roman, Diogenes-Verlag, Zürich 1974.

THOMAS MANN UND DIE UNIVERSITÄT BONN

Der Brief, den Thomas Mann zu Neujahr 1937 aus Küsnacht am Zürichsee an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn schrieb, ist ein historisches Dokument. Der Dichter, dem kurz zuvor die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen worden war, nahm die Mitteilung, wonach ihm die Würde eines Ehrendoktors aberkannt worden sei, zum Anlass, sein Verhältnis zu Deutschland und seinen neuen Machthabern klarzustellen. Der Brief wurde noch im gleichen Jahr als Flugschrift veröffentlicht, er fand sofort grösste Verbreitung und gilt mit Recht als ein klassisches Beispiel politischer Prosa. Sein Verfasser spricht von der «Ganzheit des humanen Problems, das es niemandem erlaubt, heute am wenigsten, das Geistig-Künstlerische vom Politisch-Sozialen zu trennen und sich gegen dieses im Vornehm-‹Kulturellen› zu isolieren». Er beklagt «die schwere Mitschuld an allem gegenwärtigen Unglück, welche die deutschen Universitäten auf sich geladen haben, indem sie aus schrecklichem Missverstehen der historischen Stunde sich zum Nährboden der verworfenen Mächte machten, die Deutschland moralisch, kulturell und wirtschaftlich verwüsten».

Kein Wunder, dass noch Jahrzehnte nach dem schmählichen Brief des Dekans Obenauer, der die vernichtende Antwort des ausgestossenen und verfemten Nobelpreisträgers auslöste, ein Makel auf der Universität Bonn zu lasten schien; noch 1964 konnte in einer Pressekampagne behauptet werden, man lasse die beschämenden Vorgänge offenbar absichtlich im dunkeln. Ein Vorwurf, der zumindest jetzt, abermals zehn Jahre später, sicher nicht mehr erhoben werden kann, nachdem *Paul Egon Hübinger* seine umfangreiche Studie «Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte» veröffentlich hat[1]. Der Verfasser, seines

Zeichens Historiker, bekennt sich zwar zu der nicht ungefährlichen Meinung, eine Universität verstehe sich durch den Wechsel der Jahre und Menschen hindurch als stets identische Korporation. War das ein Grund dafür, dass man so lange auf eine erschöpfende Darlegung des Tatbestandes und seiner Hintergründe warten musste? Erst im Anschluss an die Auseinandersetzungen von 1964 beschloss die Universität auf Antrag Hübingers, alle mit der Aberkennung des Bonner Dr. phil. h. c. von Thomas Mann zusammenhängenden Akten ausnahmslos zu veröffentlichen und sachlich zu kommentieren. Das Buch, das jetzt vorliegt, ist in seinem Umfang wahrscheinlich viel grösser geworden, als der Initiant und Verfasser zunächst angenommen haben mochte. Es enthält über dreihundert Dokumente im vollen Wortlaut mit ausführlichen Sacherläuterungen, und es besteht ausserdem in einer weit über dreihundert Seiten umfassenden wissenschaftlichen Darstellung des Zusammenhangs.

Der erstaunliche Umfang ist jedoch nicht etwa darauf zurückzuführen, dass Hübinger Entlastungsmaterial anhäuft oder durch umständliche Erörterungen vom Kernpunkt ablenkt. Aber er musste selbstverständlich als gewissenhafter Historiker nicht nur das isolierte Faktum der Aberkennung des Ehrendoktors klarlegen, sondern ebenso seine Vorgeschichte. Was entstand, sind drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters, und sie erstrecken sich zeitlich auf ein halbes Jahrhundert, von 1905 bis 1955. Die Universität hat das Diplom nach dem Krieg erneuert, Thomas Mann die Ehrung erneut angenommen. In Hübingers Darstellung erscheint daher der beschämende Akt von 1936 als beklagenswerte Abirrung, als vorübergehende, durch Einwirkung von aussen und durch Unterwanderung des Lehrkörpers erzwungene Selbstverleugnung der akademischen Gemeinschaft. Das trifft ja nun zweifellos insofern zu, als nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten auch die Universitäten sofort auf das Führerprinzip umgeschaltet wurden. Senat und Fakultät verloren ihre angestammten Kompetenzen, Rektoren und Dekane, die weniger wissenschaftliche als vielmehr parteiliche Meriten hatten, wurden ihnen mehr oder weniger aufgezwungen. Aber es bleibt da ein Zusammenhang, der gerade aus Hübingers sorgfältiger und weit ausgreifender Arbeit deutlich hervortritt.

Er beschreibt nämlich, wie es zu den besonders freundschaftlichen Beziehungen der Universität zu Thomas Mann gekommen ist. Germanisten wie Berthold Litzmann (1857–1926) und später Ernst Bertram (1884–1957) werden da genannt, der Kreis um die von Litzmann gegründete Literarhistorische Gesellschaft Bonn, der Thomas Mann als junger Schriftsteller beigetreten sein muss. Hübinger entwirft ein Bild der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, der deutschnationalen Traditionen, die gerade in der Literarhistorischen Gesellschaft hochgehalten wurden. Ihr Gründer, ein Verehrer Treitschkes und Bismarcks, erscheint als Schlüsselfigur: er verstand sich im Hörsaal und im Seminar als ein «Soldat des Geistes».

Es kam der Weltkrieg, es kam Versailles, und da nun zeigt sich deutlich, dass mit der Zeit Missverständnisse und Entfremdung nicht ausblieben. Thomas Mann schrieb, in stetem Kontakt damals mit Ernst Bertram, seine «Betrachtungen eines Unpolitischen», ein

Buch, das die einen als «Gedächtnistafel der im Ausland nie recht begriffenen Untertanen-Gesinnung weiter Kreise unseres Volkes» oder als «Manifest eines stockreaktionären Geistes» verstanden, die andern aber als «durch und durch deutsches Buch» priesen. Jedenfalls bezeugen die «Betrachtungen» eine Hinwendung zum Obrigkeitsstaat, eine Abkehr von der Demokratie und somit von der Weimarer Republik. Es ist aber dieses Buch, wie Hübinger überzeugend nachweist, das zur Verleihung der philosophischen Ehrendoktorwürde der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität führte, obgleich in der Urkunde die «Buddenbrooks» genannt werden.

Und nun weiss man, dass sich Thomas Mann in der Folge immer weiter von den «Betrachtungen» entfernt hat. 1922 schon hielt er die Rede «Von deutscher Republik», worin er unter anderem der Befürchtung Ausdruck gab, mit den «Betrachtungen» «aus geistigem Freiheitsbedürfnis dem Obskurantentum Waffen geliefert zu haben».

Ein Mann wie Litzmann, zum Beispiel, war aufs tiefste erschüttert. Ich kann den zahlreichen Zeugnissen, die Hübinger in Hinsicht auf die Wirkung der Rede «Von deutscher Republik» beibringt, hier nicht weiter nachgehen. Sie zeigen deutlich genug, dass Thomas Manns geistig-politischer Entwicklungsprozess als «Verrat des Deutschtums an die Zeit» missdeutet wurde. Und damit sind wir ja bereits im Vorfeld jener Stimmungsmache und jener politischen Situation, die Hitler benutzen konnte. Eben weil deutschnationale Professoren nicht, wie der «Unpolitische» Thomas Mann, ihre Position den Erfahrungen und Erkenntnissen der Zwischenkriegszeit entsprechend änderten, musste ihnen Thomas Mann mehr und mehr als «Zivilisationsliterat» erscheinen, als unzuverlässiger Artist, dessen politische Eskapaden sie missbilligten. Man soll auch da nicht verallgemeinern. Persönliche Freundschaften, obgleich durch Differenzen dieser Art belastet, blieben zunächst noch bestehen. Noch 1929 bereitete die Universität Bonn ihrem Ehrendoktor eine Huldigung. Aber da war der Dichter auf dem Weg nach Stockholm, um den Nobelpreis in Empfang zu nehmen; man konnte diese Ehrung als eine Bestätigung der hier vor zehn Jahren beschlossenen akademischen Auszeichnung verstehen und tat es auch, wie die Festreden beweisen. Aber die Entfremdung war unverkennbar, auch wenn gerechterweise gesagt werden muss, dass die Universität Bonn damals nicht mehr und noch nicht wieder eine Trutzburg nationaler und nationalistischer Tendenzen war. Hübinger weist übrigens darauf hin, dass 1929 die bei der Wahl zur Bonner Studentenvertretung abgegebenen nationalsozialistischen Stimmen 9% betrugen, während in Erlangen 51%, in Greifswald 53% und in Berlin (Technische Hochschule) immerhin 38% für die Nationalsozialisten stimmten. Es waren aber, wie sich kurz darauf zeigen sollte, die Festredner der Thomas-Mann-Feier von 1929, Heinrich Konen und Oskar Walzel, wie Thomas Mann selber für die dominierenden politischen Tendenzen schon nicht mehr repräsentativ.

Hübingers reich dokumentierte Untersuchung vermittelt einen Begriff davon, was es heisst, unverlierbare Werte im geschichtlichen Prozess zu bewahren. Der unpolitische Dichter, der seine Einstellung zur Republik, zur westlichen Demokratie, später auch zum So-

zialismus laufend geändert hat, erweist sich als zuverlässigerer Hüter des Humanen als die grosse Mehrheit der etablierten Geistesgrössen, von denen eine stattliche Zahl unterschriftlich auf dem «Protest der Richard-Wagner-Stadt München gegen Thomas Mann» erscheint. Die Kampagne steht im Zusammenhang mit den Vorgängen, die zur Ausbürgerung, zur Aberkennung der Ehrendoktorwürde und zur Verbrennung der Werke Thomas Manns führten.

Man darf sagen, es sei hinreichend, es sei umfassend abgeklärt durch die vorliegende Aktenpublikation und die dazugehörige geschichtliche Interpretation, wie es zu jenem peinlichen «Briefwechsel mit Bonn» kommen konnte, von dem wir ausgegangen sind. Die Verantwortlichkeiten sind ermittelt, die Voreiligkeit und Beflissenheit des Dekans Obenauer ins rechte Licht gerückt, die geistesgeschichtlichen Hintergründe sichtbar gemacht. Fronten, die in der unmittelbaren Auseinandersetzung starr und unüberbrückbar schienen, erweisen sich in der die Zusammenhänge aufdeckenden Gesamtschau als Schattenlinien. Das «schreckliche Missverstehen der historischen Stunde», von dem Thomas Mann in seinem Brief an die Universität Bonn spricht, ist immer dann am meisten zu fürchten, wenn Ideologie und Mythos den Blick auf die bestehenden Verhältnisse trüben.

Anton Krättli

[1] Paul Egon Hübinger, Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte. Drei Kapitel deutscher Vergangenheit aus dem Leben des Dichters, 1905 bis 1955. R. Oldenbourg-Verlag, München, Wien 1974.

JOSEPH BEUYS

Der Lebenslauf von Joseph Beuys beginnt mit «1921 Kleve, Ausstellung einer mit Heftpflaster zusammengezogenen Wunde». Das ist aber zugleich sein «Werklauf»; denn da das Leben mit Kunst identisch ist, so ist es auch eine Nabelwunde, und so sind auch alle Relikte (oder Reliquien) dieses Lebens Kunstwerke. Die von *Götz Adriani*, *Winfried Konnertz* und *Karin Thomas* zusammengestellte Monographie über den so eigenwilligen wie anregenden Düsseldorfer Künstler bietet noch andere Definitionen von Kunst: Kunst ist Erkenntnis und Lehre, Kunst = Mensch = Kreativität = Freiheit, Kunst ist jede Tätigkeit, die vorgegebene Vorstellungen überwindet, Kunst = Politik[1]. Kurz: fast alles ist nachgerade Kunst. Beuys hat besonders Objekte und Materialien zu Kunstwerken deklariert, denen diese Würde bisher nie zugesprochen worden ist, weil sie jeden Anhauch von Ewigkeit, Kostbarkeit und Erhabenheit über den Alltag vermissen lassen: Fett und Filz vor allem, daneben Zeitungsbündel, Kinderspielzeug, tote Hasen usw. Dies alles nicht nur in kaum bearbeitetem Zustand, sondern in seiner Bedeutung noch geschmälert insofern, als es häufig nicht mehr als scheinbar zufälliges Requisit bei Aktionen gewesen ist. Diese Aktionen, deren Gegensatz zum traditionellen Ewigkeitsanspruch der Kunst gewollt ist und mit dem Namen «Flu-

xus» unterstrichen wird, sind das eigentliche, allenfalls mit Film und Tonband notdürftig überlieferbare Kunstwerk. Oft von mehreren Künstlern gleichzeitig und aus dem Stegreif produziert, überschreiten sie die Grenzen der bildenden Kunst zu Konzert und Theater hin. Dem skandalisierten oder faszinierten Publikum sind sie weitgehend unverständlich. Blosser neodadaistischer Unsinn also, zum Zweck des Bürgerschrecks inszeniertes Spiel mit dem Absurden?

Das Buch der drei Autoren, deren Arbeit hauptsächlich im Zusammentragen und chronologischen Ordnen der Text- und Bilddokumente, daneben im Befragen von Beuys selbst besteht, vermag nun doch einiges zu erhellen. Wo ein Kunstwerk jede Geschlossenheit meidet und vor allem die zeitliche Dimension betont, wird es möglicherweise erst im Kontext mit dem Früheren und Späteren verstehbar. Diesen Kontext bietet das Buch mit seinem von Datum zu Datum, von Aktion zu Aktion fortschreitenden «Lebens- und Werklauf». Und wenn der Leser nicht durchwegs vom Sinn überzeugt wird, so erkennt er doch Konsequenz und Methode.

Beuys, eine der «phantastischen Gestalten zwischen Clown und Gangster», hat, was ihm seine Gegner etwa spöttisch attestieren, zugleich etwas Messianisches an sich. Nur eine ungewöhnliche Faszination, die von dem Mann mit Filzhut und ärmelloser Weste ausgeht, kann erklären, dass er als Professor an der Kunstakademie in Düsseldorf weit über 300 Schüler hatte (dazu kommt auch sein eigenes Sendungsbewusstsein und die Fasziniertheit vom Amt, zu dem er berufen ist: zeitweise war er mehr als zehn Stunden täglich in der Akademie). Aber als Prophet spricht er eine eigene Sprache, und das erschwert die Kommunikation. Seine Objekte sind Bildzeichen, die unter Umgehung der rationalen Wissenschaftlichkeit einen neuen (alten) Bezug zu Natur, Kosmos und Leben herstellen wollen; Symbole, die einem prärationalen Erkennen unmittelbar zugänglich wären, wenn dieses durch die europäische Geistesgeschichte nicht verschüttet wäre. So vereinen sich in einer Beuysschen «Fettecke» organisch Amorphes und Kristallines, Wärme und Kälte, Leben und Tod. Dass wir damit in den Bereich unkontrollierbarer, subjektiver «individueller Mythologie» gelangen, ist ebenso unzweifelhaft wie der Ernst dieses Künstlers. Für viele ist beides erschreckend: für sie ist es ein Verrat an der befreienden Vernunft, wenn sich da einer im ausgehenden 20. Jahrhundert einem mystischen Tiefsinn verschreibt und die nordische Mythologie, Ignatius von Loyola, den Philosophen Schiller, Novalis und Rudolf Steiners Anthroposophie als bestimmende Eindrücke bezeichnet. Von Konservativen ohnehin, aber auch von Progressiven wird Beuys angepöbelt, zum Teil ganz handgreiflich. Dabei ist er bei allem Weltverbesserungswillen durchaus nicht weltfremd. Er erstrebt sein revolutionäres Ziel – Veränderung der Gesellschaft durch ästhetische Erziehung des Menschen (ein plastisches Kunstwerk!) – auf evolutionärem Weg. An der Dokumenta 5 in Kassel betrieb er ein Informationsbüro für «Demokratie durch Volksabstimmung», und seine Idee einer «Freien Hochschule für Kreativität» hat, auch nach seinem Hinauswurf aus der Akademie durch die Behörden, Chancen der Verwirklichung. Aber das ist der Stand im Jahr 1973,

und wie es weitergeht, wird ein neues Beuysbuch berichten müssen. Das vorliegende hat nicht nur deswegen den Charakter des Vorläufigen. Den Vorwurf, Beuys fordere Demokratisierung, schaffe und formuliere aber für eine geistige (und finanzielle) Elite, entkräften die Autoren nicht. Auch ihr Werk lässt gelegentlich Klarheit vermissen, etwa was den Bezug von Bild und Text oder den oft fehlenden Kommentar zu Textzitaten betrifft. Wo mit dem Medium Sprache gearbeitet wird, sollte man sich nicht auf «prärationales» Verstehen berufen. Trotzdem: das Buch ist durch seine Fülle von sachlicher Information für das Verständnis von Beuys und «Fluxus» unentbehrlich.

Uli Däster

[1] G. Adriani, W. Konnertz, K. Thomas: Joseph Beuys. Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1973.

HINWEISE

Auskunft über China

Zuverlässige Auskunft über Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft Chinas gibt ein nun auch in deutscher Version erschienenes Handbuch unter dem Titel «China bis heute» (die englische Originalfassung erschien im Verlag der Times, London).

Das ostasiatische Riesenland ist in den letzten Jahren offensichtlich «in Mode» gekommen – Grund genug, um die wahre Flut der neuesten China-Literatur unter die Lupe zu nehmen. Der vorliegende Band hält der Prüfung stand: ein ausgeprägter Sinn für historische Bezüge, Einfühlungsvermögen und ein keineswegs unkritisches Verständnis für die Eigenarten des Landes von seiten der fünf Verfasser *(Louis Heren, C. P. Fitzgerald, Michael Freeborne, Brian Hook* und *David Bonavia)* haben dazu beigetragen, dass schliesslich eine für den Information und Orientierung suchenden Laien empfehlenswerte, nicht zu weitschweifige Einführung in das moderne China entstanden ist. Experten allerdings wird wohl nicht viel Neues geboten werden; aber diesen Zweck soll das Buch vermutlich auch nicht erfüllen. Im Anhang finden sich eine Chronologie der Dynastien und Perioden, Karten zur Geschichte des Landes sowie ein umfassendes Personen- und Schlagwortregister.

(DuMont Aktuell, Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1974.)

Armut in der Schweiz

Jürg Meyer weist in dieser verdienstvollen Studie nach, dass auch inmitten hochentwickelter Industriegesellschaften wie der schweizerischen – die dem Grossteil ihrer Mitglieder einen hohen Lebensstandard sichern – nach wie vor Bevölkerungsgruppen existieren, auf die das Kriterium der Armut ohne Übertreibung zutrifft. «Armut in der Schweiz»: der Titel des Buches ist daher keineswegs absurd, wie das im ersten Augenblick etwa scheinen könnte. Hinter den Fassaden unserer Städte und Agglomerationen verbergen sich nicht allzu selten Fälle eindeutiger materieller

Existenznot, die deshalb beunruhigende Aspekte aufweist, weil sich ihre Opfer meist in einem Gestrüpp von Hindernissen verstrickt sehen und deshalb, verfangen in einem circulus vitiosus, nicht fähig sind, aus eigener Kraft den «Ausbruch» und den Aufstieg zu schaffen. Vom Verfasser angeführte Beispiele zeigen, dass auch bei uns die *Chancen*gleichheit nicht für alle verwirklicht ist. So etwa – um nur eines dieser Beispiele herauszugreifen – im Falle der Vermietung preisgünstiger Wohnungen, die in der Regel nicht die finanzschwächsten, sondern die besser situierten Bewerber erhalten, weil diese für den Hausbesitzer das kleinere Risiko darstellen ...

Zweifellos: diese Feststellungen gelten nicht für die Mehrheit der Schweizer, sondern «nur» für Randgruppen (wobei allerdings in diesem Buch nicht einmal alle «Armen» unseres Landes berücksichtigt werden: so etwa die Bergbevölkerung). Aber Randgruppen müssten gerade von einer Gesellschaft, die sich zu Recht ihrer Demokratie und ihrer guten sozialen Verhältnisse rühmt, ernst genommen werden. Meyers Untersuchung enthält konstruktive Vorschläge, die es wert sind, geprüft zu werden.

(Polis 48, Evangelische Zeitbuchreihe, Theologischer Verlag, Zürich 1974.)

Kultur ist unteilbar

Unter diesem Titel hat *Hans Wichmann*, ehemaliger Leiter des Deutschen Werkbundes Bayern, verschiedene Artikel und Vorträge über Umwelt, Mensch und Gestaltung zusammengestellt, die sowohl auf der Ebene der Theorie wie auch an konkreten Beispielen die These des Titels verfechten. Wohnerlebnis und Wohnkultur werden hier ebenso in die Betrachtung einbezogen wie die «Dinge, die den Tod begleiten», die Einrichtung einer Arztpraxis ebenso wie das visuelle Erscheinungsbild der Olympischen Spiele in München. Die an sich verdienstvolle Beispielsammlung, die zeigen soll, dass Kultur umfassend, eben unteilbar sei, scheint etwas einseitig ausgewählt. Man kann nicht im Zweifel sein darüber, dass hier ein Mann des Werkbundes, einer, der mit Designern und Kunstgewerblern, Formgestaltern und Graphikern zu tun hat, für seine gute Sache wirbt. Nur müsste, wenn schon der Anspruch auf unteilbare Kultur angemeldet wird, der Kulturbegriff selbst schärfer reflektiert werden. Hier stützt sich Wichmann zum Teil auf Definitionen von Ortega und Gehlen. Der theoretische Teil seiner Aufsatzsammlung ist etwas zu unverbindlich geraten, und die einseitig auf Umwelt und Gestaltung ausgerichteten Beispiele schränken den Ansatz ein, der doch darauf ausgeht, die unheilvolle Trennung von Zivilisation, Arbeitswelt und Technik auf der einen und Kultur auf der andern Seite aufzuheben. (Das Buch erscheint als Band 5 der von Eugen Gomringer herausgegebenen Reihe «Kunst und Umwelt» im Josef-Keller-Verlag, Starnberg.)

Über Günter Grass

Wenn er nicht als Romancier oder Lyriker auftritt, schreibt er doch «Offene Briefe», an russische Emigranten etwa, die ihre Exilzeitschrift zu seinem Missvergnügen bei Ullstein herausgeben, und Ullstein gehört dem Buhmann Springer. Und früher schrieb er etwa einen «Offenen Brief» an Karl

Schiller. Es gibt kaum ein Thema aktueller bundesdeutscher Politik, zu dem er sich nicht in prägnanten Formulierungen vernehmen liess. Der Luchterhand-Verlag (Darmstadt und Neuwied) legt soeben wieder eine Sammlung «*Der Bürger und seine Stimme*» vor: Reden, Aufsätze und Kommentare zu Vietnam, zu Prag, wider die Kurfürsten (worunter er die Parteibonzen versteht), über Literatur und Revolution, über die gewerkschaftliche Organisation der Schriftsteller, dann wieder eine Rede vor der Fraktion der SPD und eine böse Zensur für die Amtskirche, die sich negativ zu den Bestrebungen der SPD geäussert hat, die Abtreibung zu erleichtern. Es sind zumeist vernünftige Ansichten, die Grass äussert. Dennoch besteht da eine Schwierigkeit: Spricht er als Bürger oder als Schriftsteller? Kann er, selbst wenn er das will, diese Funktionen trennen? Und was also soll, nach Jahr und Tag, der offene Brief an Schiller zwischen zwei Buchdeckeln, wenn nicht das Image des politischen Schriftstellers Grass stützen? In der Studie «*Über Günter Grass*», die *Manfred Jurgensen* im Francke-Verlag (Bern) herausgegeben hat, wird darauf hingewiesen, dass auch die politischen Äusserungen des Autors stark bildlich sind, was an einer Fülle von Beispielen nachgewiesen wird. Da nennt Grass den Kommunismus «ein weinrotes Plüschsofa mit seinen durchgesessenen Sprungfedern», kommentiert die Grosse Koalition als «Umbettung» und stellt fest, der Vorgang «ging einerseits nicht ohne Knarren der Bettstatt, anderseits nicht ohne Schlafzimmergetuschel vonstatten.» Jurgensens Untersuchung gilt der «sprachbildlichen Rollenfunktion». Seine Ausführungen zur politischen Prosa sind nur ein kleiner Teil; der Hauptteil der Arbeit richtet sich selbstverständlich auf das dichterische Werk. Aber deutlich genug erkennt man die Problematik des bildkräftig formulierenden Schriftstellers, der die Politik zum Gegenstand seiner Kunst und oft genug seiner Kunststücke macht.

Über Siegfried Lenz

Der Francke-Verlag hat das Verdienst, über bedeutende deutsche Autoren der Gegenwart in Taschenbuchform handliche Orientierungshilfen anzubieten, so über Böll, Johnson, Grass und Walser, neuerdings auch über Siegfried Lenz. *Wilhelm Johannes Schwarz* (mit einem Beitrag von *Hans-Jürgen Greif* über das szenische Werk) stellt den Erzähler Siegfried Lenz, ausgehend von den autobiographischen Skizzen des Autors, in seinem Werdegang bis zur Meisterschaft dar. Das Buch orientiert zuverlässig über das Werk von Lenz, berichtet auch – in der Form eines Interviews – über Gespräche mit dem Schriftsteller und gibt einen allerdings durch Auswahl und Form (Kurzzitate) etwas problematischen Überblick über das kritische Echo. Bibliographie und Zeittafel beschliessen den Band. – Bei Hoffmann und Campe, dem Verlag, der seine grossen Bücher betreut hat, erschien jetzt, herausgegeben von Colin Russ, das Taschenbuch «*Der Schriftsteller Siegfried Lenz. Urteile und Standpunkte*». Es vereinigt längere und kürzere Arbeiten über den Autor, Zeitungskritiken zu bestimmten Werken wie zum Beispiel zu «Das Vorbild» oder Studien, die das Werk und die Person von Siegfried Lenz im ganzen sichtbar machen wollen. Auch dieser Band enthält eine Bibliographie.